...ol
...70
...ektion
...ken!
...honig
...r. reiner Butter
...lfzwang.
...Sie
...und
...Mantel.
...31
...ep
...e für
...k

Mein Vater schlug mir auf die Schulter und erwiderte lachend: „Mein guter Junge, wofür hältst du deinen alten Papa? Die Diamanten waren ja nur Simili!"

Der Andreastag.

Kulturhistorische Skizze von P. T., Barenthin.

Der 30. November trägt im Kalender den Namen Andreas nach dem gleichnamigen Jünger Christi (Joh. 1, 44), der nach der Ueberlieferung in Kleinasien und Skythien, d. h. in den Ländern vom Schwarzen Meere bis an die Wolga, das Evangelium predigte, auf der Rückreise die Kirche in Byzanz gründete und dann zu Paträ in Achaja den Märtyrertod starb, und zwar, da er nicht ebenso wie sein Meister gekreuzigt werden wollte, an einem Kreuz mit schrägen Balken in Form eines römischen X (crux decussata). Daher heißt das schräge Kreuz „Andreaskreuz". Auf Befehl des Kaisers Konstantin sollen seine Gebeine i. J. 359 von Patras nach Konstantinopel gebracht und am 30. November in der doctigen Apostelkirche beigesetzt worden sein. Deshalb feiert die abendländische und morgenländische Kirche gleichmäßig sein Gedächtnis an diesem Tage. Weil Skythien das damalige Rußland war, so stand der heilige Andreas als Schutzpatron besonders dort schon früher in großen Ehren. Am 30. November 1698 wurde von Peter i. der „Andreasorden" als höchster russischer Orden für Auszeichnung im Türkenkriege gestiftet und später auch für andere Verdienste verliehen. Zwölf Ritter des Ordens erhielten eine jährliche Pension. Die Dekoration bestand in einem goldenen, schwarz emaillierten, zweiköpfigen gekrönten Adler mit ausgebreiteten Flügeln. Auf dem Adler liegt ein dunkelblaues Andreaskreuz mit dem Bilde des heiligen Andreas. Auf den vier Ecken des Kreuzes steht: S.A.P.R. (Sanctus Andreas, Patronus Russiae). Das Wappen des alten Königreichs Burgund war ebenfalls ein Andreaskreuz, das daher auch den Namen „Burgunder Kreuz" erhalten hat. Dem Andreas zu Ehren wurden von verschiedenen Fürsten Andreasgroschen, gulden, -dukaten-, -taler mit dem Bildnis des Heiligen geprägt. Als Schutzpatron wählten ihn ferner, hauptsächlich wohl seiner Herkunft wegen, die Fischer. Auch schon früher, vor der allgemeinen Einführung des Weihnachtsbaumes war es besonders in Deutschland weithin üblich, am Andreastage, bisweilen auch am Barbaratage (4. Dezember) Zweige vom Kirschbaum als „Andreasreiser" oder „Barbarazweige" zu brechen, die man ins Wasser stellte. Wenn dann am Weihnachtsfest der Zweig erblüht war, so wurde dies als gute Vorbedeutung angesehen. — Der Andreastag und die vorhergehende Nacht (Andreasnacht) gelten in ganz Deutschland nach dem Volksglauben zu den gesegneten Zeiten, da man die Zukunft befragen oder „wundern", auch den zukünftigen Gatten erkennen oder „Andreas beschauen" kann. Besonders der letztere Volksglaube ist weit verbreitet. Um zu erfahren, ob sie im künftigen Jahre heiraten werden, setzen sich neugierige Mädchen auf die Erde mit dem Rücken nach einer geöffneten Tür und werfen einen Pantoffel über den Kopf. Zeigt die Fußspitze nach der Tür, so führt sie der Freier zum Altar, zeigt sie nach dem Innern des Zimmers zu, so gilt es noch zu warten. Will man den Namen des Zukünftigen wissen, so begibt man sich mit verbundenen Augen an die mit sämtlichen Buchstaben des Alphabets beschriebene Tür und zeigt dann auf einen Buchstaben, indem man sagt: „Heiliger Andreas, ich bitte dich, zum rechten Namen führe mich!" Oder man schält einen großen Apfel in einem langen Band die Schale ab und wirft dieselbe über den Kopf. Der Buchstabe, der die Schale, welche nicht zerreißen darf, bildet, ist dann das Anfangszeichen von des Zukünftigen Namen. Auch eine Gans wird am Andreasabende befragt, indem die jungen Mädchen einen Kreis bilden, in dessen Mitte die Gans steht. Nun zählt man „eins, zwei, drei — Andreas hilf", und derjenigen, auf welche die Gans nun zuwatschelt, ist die Aussicht, Braut zu werden, ganz sicher. Anderswo ist der nächtliche Spaziergang an einem Kreuzweg beliebt. Still und stumm muß, wer heiratslustig ist, dort stehen und warten auf die erste vorüberkommende Person. Diese ist dann die rechte. Dort wieder betet eine Jungfrau, ehe der Schlummer ihre Augen schließt, folgendes „Andreasgebet":

Andreas, heiliger Schutzpatron,
Gib mir doch nur einen Mann,
Und laß mich ihn im Bilde seh'n,
Ob er häßlich oder schön,
Ob er rechtlich oder weltlich,
Ob er jung ist oder ältlich,
Ob's ein Junker, stolz und frei,
Ob er arm, doch fromm dabei,
Sankt Andreas, zeig' mir's an,
Ob und was ich hoffen kann.

Sankt Andreas, ich bitte dich:
Denk doch dieses Jahr an mich.

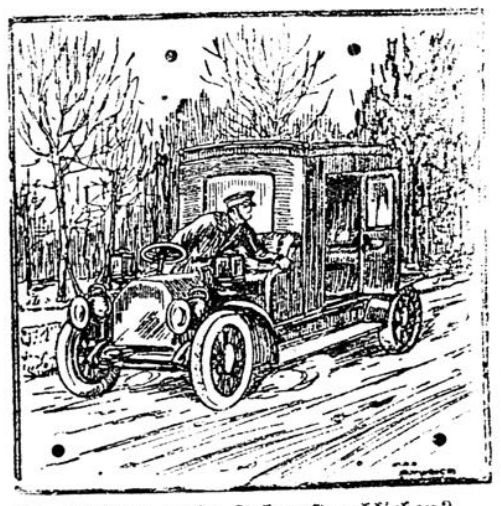
Vermutlich hängt all' dieser Aberglaube damit zusammen, daß Andreas „der Männliche" bedeutet. Bei Beginn des Kirchenjahres am 1. Adventssonntage, der, wenn er nicht auf das seit dem nicäischen Konzil im Jahre 787 endgültig festgesetzte Andreasfest (30. November) selbst, doch immer in seine Nähe fiel, wurde, was jetzt meistens zu Neujahr geschieht, früher seitens der Geistlichen Mitteilung gemacht von den Taufen, Beerdigungen und — Trauungen des verflossenen Kirchenjahres. Da lag es wohl nahe, daß man bei der Verehrung des Heiligen sich an diesem wandte mit dem stillen Wunsch: Bescheere mir im neuen Jahre einen Mann, damit ich bei deinem nächsten Feste auch zu den Glücklichen gehöre, die als neu vermählt „von der Kanzel fallen". Andere führen den Ursprung der Sitte dagegen zurück, daß bei den alten Römern gegen Ende November der Göttin Fortuna muliebris ein Fest gefeiert wurde. Auch sollen die jungen Mädchen der Germanen in der Herthanacht diese Göttin um ihr Schicksal befragt haben.

Welcher ist der Narr?

Aus Angers wird dem „Figaro" gemeldet: In einer Gemeinde bei Cholet beauftragte der Maire den Feldhüter und einen Bäcker, das wahnsinnige Gemeindemitglied Legrand in das Irrenhaus St. Gemes bei Angers zu führen. Unterwegs bemerkte der Feldhüter, daß Legrand just an diesem Tage ganz vernünftig war und es schwer fallen würde, ihn gutwillig zum Eintritt in das Irrenhaus zu bewegen. Man beschloß daher, den Irren betrunken zu machen und unsere drei Helden führten in einer Schenke in Angers eine kleine Orgie auf. Legrand war bald stark berauscht, aber seine beiden Wächter noch mehr, und als das Trio in der Irrenanstalt erschien, konnte der Direktor aus den Reden der drei Betrunkenen nicht klar werden. Er telegraphierte daher an den Maire der Gemeinde kurz: „Welcher ist der Narr von den dreien?" Der Maire antwortete: „Legrand". Der Telegraphist aber übertrug: „Le grand" (der Große). Der Direktor ließ nun die drei Männer messen und ließ den Feldhüter kurzer Hand als den größten von ihnen in die Zwangsjacke stecken. Vergebens schrie dieser: „Ich bin ja gar nicht der Narr, ich bin der Feldhüter!" Je mehr er sich aber wehrte, um so überzeugter war man von seinem Wahnsinn. Der Irrtum wurde erst drei Tage später enthüllt, als der wahnsinnige Legrand bei der Frau des Feldhüters eintrat und ihr sagte: „Ich wußte nicht, daß dein Mann wahnsinnig ist, aber ich habe ihn selbst in die Irrenanstalt geführt."

Zum Raten und Nachdenken.

Nr. 102. Bezirkbild.



Wo ist denn mein Fahrgast geblieben?

Auflösungen aus Nr. 46

Nr. 101. Bilderrätsel: Alter Freund und altes Schwert sind in Nöten Goldes wert.

Verantwortlich: Peter Becher, Brühl.
Druck und Verlag „Brühler Zeitung, Buchdruckerei P. Becher GmbH. Brühl".

Sonntagsfreude

Unterhaltungsbeilage zur Brühler Zeitung

Nr. 47 | Sonntag, den 30. November | Jahrgang 1924

Advent

Ihr Vöglein, laßt euch fragen, was singt ihr heut so hold
Wie wenn ihr mir was sagen tief in die Seele wollt!
Ich möchte mit euch singen, wenn ich's so lieblich könnt':
„Auch dein Lied soll erklingen, Herz, morgen — ist Advent!"

Ihr Blümlein auf der Halde, wie frisch und leuchtend doch!
Im blätterlosen Walde herrt auf den Lenz ihr noch?
Der zog schon längst von hinnen, umsonst ihr warten könnt! —
„Ein and'rer wird beginnen, Herz, — morgen ist Advent!" —

Ihr Berge rings im Kranze, wie seltsam heut ihr strahlt,
Sah nie euch so im Glanze, vom Abendrot bemalt!
Ist heut der Himmel offen, daß so ihr strahlen könnt? —
„O Herz, du hast's getroffen, — ja morgen — ist Advent!"

Ihr Sternlein dort, ihr flimmert heut in so eig'nem Licht,
So hell wie heut ihr schimmert, schien't doch ihr früher nicht!
Was gibt es denn da droben, daß so ihr blinkt und brennt?
„Heut feiern Fest sie oben, denn — morgen ist Advent!"

O Du, den mehr ich liebe als alles, Du, mein Gott,
Mit dem ich einsam bliebe so gern hier bis zum Tod,
Was tust Du meinem Herzen, daß heut so heiß es brennt?
„Ich zünd' die Weihnachtskerzen, zünd' an sie zum Advent!"

E. Wöhler.

Sein Geselle.

Novellistische Skizze von Alexander Wolski.

(Nachdruck verboten.)

Wütend schlug Meister Peltzer mit dem großen eisernen Hammer auf das auf dem Amboß liegende glühende Eisen und versuchte dadurch seinem Aerger Luft zu machen. Doch das war nicht so einfach. Sein Gesicht wurde immer drohender, die Augen schienen ebenso wie die unter den wuchtigen Schlägen sich krümmende Eisenstange Funken zu sprühen und mehrmals schon stieß er einen lauten Fluch aus. Plötzlich hielt er mit der Arbeit inne, warf den Hammer mit einer zornigen Gebärde beiseite, stemmte die bloßen Arme in die Seite und schrie: „Ihr sollt euch schon fügen!" Und zur Bekräftigung dieser unheilverkündenden Worte stampfte er mit seinem klobigen Holzschuh auf den Boden, daß es dröhnte. Sogar der zu allen bösen Streichen veranlagte Lehrjunge Beppo, welcher sich in der dunkelsten Ecke der Schmiede etwas zu schaffen machte, zuckte zusammen, und wagte vor Entsetzen kaum zu atmen. Er wußte sehr wohl, wem diese Worte galten und an allem war nur der verwünschte Geselle schuld. Weshalb hatte ihn der Meister heute auch entlassen? Weil er mit seiner Tochter etwas schäkerte? Doch Beppo wußte Bescheid, er sollte sich fügen und das tat er nicht und deshalb hatte ihn der Meister fortgesagt. So war es.

„Was machst du miserabler Faulpelz dort in der Ecke, he? Wart', ich werde dich gleich auf den Schwung bringen, du Tunichgut, du Schlingel," herrschte ihn auf einmal der Meister an und ehe sich Beppo versah, fühlte er sich schon an seinen langen Ohren gepackt und geschüttelt. Au, tat das weh, aber Beppo kniff die Zähne zusammen und nahm die verabreichten Ohrfeigen stillschweigend, jedoch mit einer inneren Wut entgegen. Er wollte sich schon einmal an anderen rächen, wenn er seine Lehrzeit beendet hätte. Endlich ließ ihn der Meister los, gab ihm allerlei weise Ermahnungen und schickte ihn dann mit einem reparierten Wagenrad zum Folterbauern hin, während er selbst seinen Arbeitskittel gegen ein anderes Wams und die Holzschuhe gegen ein Paar anständige Zugstiefeln umtauschte, die Schmiede zumachte und nach seiner Wohnung schritt.

Meister Peltzer war sonst kein übler Mann, man mußte ihm nur immer recht geben und sich nach seinem Willen richten. Widerspruch konnte er nicht vertragen und wehe dem, der es wagte, seine Anschauung zu verwerfen.

Was ihm nun heute zugestoßen war, war aber mehr, als es seine Natur vertragen konnte. Schon lange hatte er mit Mißfallen bemerkt, daß Dora, sein 18jähriges Töchterlein, mit seinem Gesellen liebäugelte und jede Gelegenheit benutzte, mit ihm zu plaudern. Trotz seines Verbots kamen sie doch immer wieder, wie zufällig zusammen und vergeudeten so die teure Zeit. Das konnte doch unmöglich so weitergehen und er mußte dem weiteren Verkehr dieser beiden jungen Leute Einhalt gebieten, gleich, auf welche Weise. Sie sollten sich seinem Willen schon fügen. Da, als er heute früh aus dem Hause gehen wollte, kamen sie ihm wieder entgegen, Hand in Hand und taten, als sähen sie ihn gar nicht. Mit geballter Faust und zornglühenden Augen empfing er das Liebespaar und machte ihm den Standpunkt gehörig klar. Als sie ihm aber beide furchtlos in die Augen schauten und ihm sagten, sie könnten ohne einander nicht leben, sie wollten heiraten, da war es mit seiner letzten Ruhe vorbei. Der Geselle bekam seinen Lohn ausgezahlt und die Papiere in die Hand gedrückt, und dann sollte er hingehen, wo der Pfeffer wüchse, seine Tochter bekäme er aber niemals zur Frau. Für solch einen ungehorsamen Hannefar hätte er seine Tochter nicht erzogen und damit basta! Das war sein letztes Wort. Weder das schmerzvolle Schluchzen seines Kindes, noch die Bitten und Vorstellungen Alfreds konnten ihn bewegen, er blieb fest und unerschütterlich bei seiner Maßnahme. Sie sollten sich fügen. Der Geselle mußte ohne Zögern sein Bündel schnüren und abdampfen, ohne daß er Dora noch einmal zu sehen bekam, und er zog auch ab, aber mit dem festen Vorsatz, wiederzukommen und Dora als sein Weib heimzuführen.

Meister Peltzer hatte ihn gehen lassen, trotzdem er wohl wußte, daß Alfred eine tüchtige Kraft war und daß er sich auf ihn verlassen durfte, aber er hatte ihn gehen lassen, weil er sich nicht fügen wollte, weil er sich ihm widersetzt hatte, weil er seine Tochter zur Frau haben wollte. Das letztere sollte er jedoch nicht erleben, so lange er, Meister Peltzer, Herr im Hause war, nein, das sollte er nicht.

Brütend stand er jetzt vor dem Fenster seiner Wohnung und schaute finster auf die Straße hinaus. Drüben vom Turm erklangen die Kirchenglocken und verkündeten laut und feierlich den Feierabend, und in den monotonen Klang der Kirchenglocken mischte sich ein leises Schluchzen aus dem Nebengemach, das Schluchzen seiner unglücklichen Dora. „Sie soll sich fügen," brummte Meister Peltzer leise vor sich hin, „sie darf nicht vergessen, daß ich ihr Vater, auch noch ein Wörtchen mitzusprechen habe." Doch allmählich schwand der Groll aus seinem Innern und eine weichere Regung nahm darin Platz. Er hatte nicht geglaubt, daß die Liebe hier schon so tiefe Wurzeln gefaßt hatte, und daß sein Kind in diesen „Hannefar" so vernarrt war. Eigentlich war Alfred auch ein ganz hübscher Bursche und kein Wunder, daß er dem Mädel den Kopf verdreht hatte, aber er war nur ein ganz armer Schlucker und konnte seinem Kinde nichts bieten, da an ein Selbständigwerden vorläufig nicht zu denken war. Deshalb war es auch das beste, dem weiteren Verkehr rechtzeitig den Riegel vorzuschieben.

Meister Peltzer schritt einigemale in dem geräumigen Zimmer auf und ab und versuchte über den heutigen Tag etwas klarer nachzudenken. Vor allen Dingen brauchte er jetzt einen neuen Gesellen und einen solchen gleich zu bekommen, war schwer. Und gerade jetzt häuften sich die Aufträge dermaßen, daß er sie kaum bewältigen konnte. Was sollte er nun ohne weitere Hilfe anfangen? Beppo, der Faulpelz, bedurfte außerdem noch einer strengen Beaufsichtigung und helfen konnte er noch gar nichts. Weshalb mußte er aber auch den Alfred gerade heute entlassen, ebenso gut hätte er erst geeigneten Ersatz abwarten können. Aber der böse Trotzkopf sollte sich nicht einbilden, daß Meister Peltzer nachgeben würde, nein, das sollte er nicht!

Plötzlich wurde an die Tür leise geklopft und Dora trat schüchtern herein. Ihr sonst so liebliches Gesichtchen war blaß, und in den Augen glänzten Tränen.

Mißmutig schaute der Alte sie an und brummte: „Ihr sollt Euch schon fügen!“

„Vater,“ sagte Dora mit zitternder Stimme „Vat r, habt Ihr mich denn gar nicht ein wenig lieb? Weshalb habt Ihr mir nun diesen Schmerz bereitet, da ihr doch wußtet, wie die Sache mit uns steht.“

„Unsinn“ — erwiderte Peltzer, etwas milder gestimmt, „wie kannst du dir blos einbilden, daß ich dich nicht lieb habe, aber fügen sollt Ihr Euch!“

„Vater, wir haben uns so gerne —“

„Du wirst ihn schon vergessen lernen.“

„Niemals, Vater, niemals!“ sagte Dora so bestimmt, daß Meister Peltzer keinen Zweifel an der Wahrheit dieser Worte haben konnte.

„Und jetzt habt Ihr auch keinen Gesellen mehr, der Euch so treu zur Seite steht, wie Alfred,“ wagte Dora noch einzuwenden.

„Wird schon Ersatz kommen,“ war ihres Vaters Antwort. Aber Tage vergingen und vergebens bemühte sich Meister Peltzer nach einem Gesellen. Endlich kam einer und Meister Peltzer war aus der Patsche glücklich heraus, doch nur auf eine Woche. Dem neuen Gesellen gefiel die Nägerei, wie er sich ausdrückte, nicht und er ging.

Da wurde aber die Gemütlichkeit auf, das wurde ja immer schöner. Und wieder vergingen Tage, ja Wochen, und ein Ersatz für Alfred war nicht zu finden. Und die Kunden drängten immer mehr und drohten schließlich, ihm die Arbeit zu entziehen, wenn sie noch länger warten mußten. Meister Peltzer geriet in Verzweiflung, denn allein konnte er die Arbeit nicht mehr bewältigen, trotzdem er von früh bis spät in der Schmiede werkerte und sich keine Ruhe gegönnt hatte. Welches Ende sollte das nur noch nehmen?

Eines Abends, als er von dem reichen Folterbauern, der sein bester Kunde war, mit kummervoller Miene nach Hause zurückkehrte, da auch er sich vernachlässigt fühlte und die Aufträge von jetzt ab seinem Konkurrenten Schulze zur Ausführung geben wollte, traf er unterwegs Alfred, der ihn herzlich grüßte und an ihm vorbeigehen wollte.

Meister Peltzer hielt ihn, von einem jähen Gedanken durchzuckt, wiewohl auch noch mit einem gewissen Widerwillen an und fragte, was er hier im Dorfe treibe.

„Soll morgen bei Schulze anfangen,“ erwiderte er kurz und schaute dabei seinem ehemaligen Meister verlegen in die Augen. Schmied Schulze war sein ärgster Konkurrent und namentlich in der letzten Zeit hatte er viele seiner Kunden an sich gezogen.

Eine jähe Röte bedeckte sein Gesicht und seine Augen blitzten. „Du fängst bei Schulze nicht an,“ sagte er heiser.

„Ich habe Schulze bereits zugesagt und ich halte mein Wort, wie Ihr das Eurige,“ erwiderte der Geselle ruhig.

„Du fängst dort nicht an, sage ich dir, hörst du's?“

„Ja, du lieber Himmel,“ antwortete der Geselle, der wohl wußte, daß jetzt ein günstiger Augenblick für ihn gekommen war und daß er entweder jetzt oder niemals zum Ziele gelangen konnte. „Hättet Ihr mich nicht fortgejagt, Meister, wäre ich ganz gewiß auch heute noch in Eurer Schmiede tätig, aber Ihr wolltet es so haben u. nicht anders.

„Du fängst bei Schulze doch nicht an, und damit basta,“ war Peltzers drohende Antwort. „Er will mich zu Grunde richten, will mich gewaltsam unterdrücken, doch das soll er nicht erleben, so wahr ich Gottlieb Peltzer heiße.“

„Ihr sollt Euch schön fügen,“ dachte der Geselle und laut setzte er hinzu: „Meister, gebt mir Dora zur Frau, und ich will dann Euren Wünschen gefügig sein, sonst muß ich —“

„Du bist wohl von Sinnen,“ fiel der Alte aufbrausend ein.

„Dann nicht!“ sagte Alfred trocken und wollte weitergehen, doch Peltzer vertrat ihm entschlossen den Weg.

„Höre mal, Alfred, sagte er, „Du fängst bei Schulze morgen nicht an, wenn du aber Lust hast, kannst du in meine Schmiede wieder eintreten, doch das eine sage ich dir gleich, die Geschichte mit Dora mußt du dir aus dem Kopfe schlagen, daraus wird nichts!“

„Dann fange ich morgen bei Schulze an, wenn Ihr mir die Dora nicht zur Frau geben wollt,“ sagte Alfred trotzig und wollte weiter gehen.

Meister Peltzer packte ihn am Arme fest und veranlaßte ihn dadurch, noch weiter stehen zu bleiben, er bebte vor innerer Aufregung. Sollte er diesem „Hannefax“, wie er Alfred nannte, seine Tochter zur Frau geben und sich dadurch herabwürdigen oder sollte er zusehen, wie der größte Teil seiner Kunden sich von ihm abwendete und zu Schulze seine Zuflucht nahm. Und wie würde sich Schulze an seiner Niederlage weiden und ihn im Stillen verhöhnen. Und die Nachbarn würden ihn bedauern und vielleicht würden sie ihm dann auch die Achtung und das Zutrauen nicht mehr entgegenbringen wie früher. Das würde ihn aber mehr kränken als alles andere. Deshalb sagte er nachgebend: „Alfred, du kommst morgen bei mir und nicht bei diesem Schulze in Arbeit, verstanden? Die Geschichte mit der Dora wollen wir uns noch einmal gründlich überlegen, vorläufig gute Nacht! Also bis morgen“ —

„Bis morgen Meister,“ sagte innerlich jubelnd und triumphierend der Geselle und verschwand in der Dämmerung.

Meister Peltzer ging aber schweren Herzens nach Hause und schloß sich dort in sein Zimmer ein, wo er bis in die späte Nacht hinein grübelte und zu keinem richtigen Entschlusse kommen konnte.

Einige Monate später aber geschah das Unerwartete. Alfred und Dora hatten sich verlobt und Meister Peltzer mußte dazu seinen Segen geben. Sie konnten sich einmal seinem jetzt gebrochenen Willen nicht fügen und da mußte er schließlich nachgeben.

Und nach einigen weiteren Monaten, als der Frühling mit aller Macht ins Land zog, wurde im Peltzerschen Hause Hochzeit gefeiert und der alte Meister war wieder bei bester Stimmung. Alfred sollte einmal in seiner Schmiede als sein treuer Nachfolger schalten und walten und Dora sollte an seiner Seite glücklich sein.

Ein Reiseabenteuer.

Humoreske nach dem Englischen von T. W. Speicht.
Deutsch von Wilhelm Thal.

(Nachdruck verboten.

Es war ungefähr vierzehn Tage vor Weihnachten. Nur wenige Reisende befanden sich auf dem Bahnhofe, und ich bekam deshalb ein Kuppe für mich allein. Mein Bestimmungsort war Paris und ich hatte von meinem Vater den Auftrag, seinem dortigen Agenten (mein Vater war nämlich Juwelier und Goldschmied in London) einen sehr wertvollen Brillantring zu überbringen.

„Die Diamanten haben einen Wert von 500 Pfund,“ hatte mein Vater zu mir gesagt; „ich hoffe also, daß du es an der nötigen Vorsicht nicht fehlen läßt, Ned, und sie weder unterwegs verlierst, noch dir stehlen läßt.“

Ich lächelte etwas höhnisch, als mein Vater diese Worte sprach, als ob es überhaupt möglich wäre, daß mir der Brillantring gestohlen werde oder daß ich ihn verlieren könnte. Ich war gerade 21 Jahre alt geworden, und mein Vater hatte doch wahrhaftig kein Recht, so mit mir zu sprechen, als ob ich noch ein Knabe war.

Ich hatte das Etui mit dem Ring in die innere Tasche meines Ueberziehers gesteckt und überzeugte mich von Zeit zu Zeit durch die Berührung, ob er auch noch da war. Ich hatte den Ring nicht mehr gesehen, seit mein Vater ihn in das kleine Samtetui gelegt, in dem er sich jetzt noch befand. Als ich meine erste Zigarre zu Ende geraucht und die Morgenzeitung durchgelesen hatte, kam mir plötzlich der Gedanke, den Ring doch einmal zu betrachten. Dabei war doch nichts, nicht wahr? Ich nahm also das Etui und öffnete es. Meine Augen waren förmlich geblendet; da lag der kostbare Schatz vor mir auf Samt gebettet. Wer hätte dem Wunsche widerstehen können, ihn herauszunehmen und anzustecken? Ich gewiß nicht. Erst versuchte ich ihn an dem einen Finger und dann an dem andern. Als ich ihn aber an den Mittelfinger meiner rechten Hand gesteckt hatte, da gefiel er mir am besten. Jetzt kam ich auf den Gedanken, wo könnte der Ring wohl sicherer aufgehoben sein, als an meinem Finger? Ich brauchte nur einen Handschuh aufzuziehen, und keine Seele wußte, was das Leder barg. Er war hier weit sicherer, als in meiner Tasche. In solchem Falle wäre Zögern Torheit gewesen. Ich steckte also den Ring an meinen Finger und das leere Etui in meine Tasche. Da ich mich noch immer allein befand, so brauchte ich meinen Handschuh noch nicht aufzuziehen; dafür bewunderte ich lieber den herrlichen Glanz der Steine, und fragte mich, für welchen großen Herrn der prachtvolle Ring wohl bestimmt sein mochte.

Plötzlich erschien am Fenster eine Gestalt, aber es war nur der Schaffner, welcher mein Billett kupierte. Trotzdem zog ich meinen Handschuh auf, umsomehr, als der Zug schon in einer halben Stunde in Dover einlief. Vom Bahnhof begab ich mich unmittelbar an Bord des Dampfers, der mich nach Calais bringen sollte. Ich erblickte höchstens ein Dutzend Passagiere; von Damen dagegen sah ich nur zwei. Die eine war eine beleibte, ältere Dame, welche die ganze Fahrt hindurch fortwährend aß und trank. Die andere war — na, mit einem Wort das reizendste Geschöpf, das meine Augen je gesehen haben. Es war mir nicht möglich, die Blicke von ihr zu wenden. Ich ging fortwährend an ihr vorüber, und sah ihr dabei jedesmal in die Augen. Ach, und sie hatte so hübsche, graue Augen und dazu prachtvolles, goldgelbes Haar! Um ihre Erscheinung gebührend zu beschreiben, müßte ich ein Dichter sein. Ein- oder zweimal begegneten ihre Augen den meinen für einen Moment, und ich war betroffen von

der unendlichen Traurigkeit, die in diesen holden Sternen zu lesen stand. Soweit ich es beurteilen konnte, war sie ganz allein. Wir hatten ungefähr die halbe Reise gemacht: ich war etwa zum fünfzigsten Male an ihr vorübergegangen, da sprach sie mich an.

„Würde der Herr die Liebenswürdigkeit haben und den Steward veranlassen, mir einen kleinen Kognak zu bringen?“

Sie sprach französisch. Ihre Stimme war hold und süß, wie es im Liede heißt. Ich war so geschmeichelt, daß ich nicht einmal zu antworten vermochte. Ich konnte mich nur verbeugen und lief so schnell wie möglich selbst nach dem Buffett, um ihr den Kognak zu holen. Ach, und sie dankte mir in so liebenswürdiger Weise! Ich möchte sagen, sie nippte wie ein Kanarienvögelchen, wenn ich nicht wüßte, daß Kanarienvögel für gewöhnlich keinen Kognak trinken.

„Ich hoffe, mein Fräulein, Sie haben sich jetzt etwas gestärkt,“ wagte ich leise zu bemerken.

„Ja, allerdings,“ murmelte sie, „ich danke Ihnen, mein Herr, aber ich bin kein Fräulein, ich bin Frau, und zwar Witwe.“

Bei diesen Worten drückte sie ihr Taschentuch an die Augen. — Wie interessant — nein, wie rührend war dieses einfache Bekenntnis. Jetzt wußte ich auch, warum sie so traurig aussah. Ach, wie gern hätte ich sie getröstet!

Zufällig befand sich ein Feldstuhl in der Nähe. Ich wagte es, denselben ein wenig näher zu rücken und mich darauf niederzulassen; aber ich wurde blutrot ob meiner Kühnheit. Sie schien sich darüber gar nicht beleidigt zu fühlen, und wir waren bald in lebhafter Unterhaltung mit einander. Stolz war sie nicht, im Gegenteil, sie war die Liebenswürdigkeit selbst. Wie sie mir erzählte, war sie nur drei Tage in London gewesen. Sie hatte dort geschäftlich zu tun gehabt und zog sich jetzt wieder in die Einsamkeit zurück, in die kleine Villa, wo sie seit dem Tode ihres teuren Gatten stets gelebt hatte. Sie müßte, wie sie mir erzählte, erst mit dem Abendzug weiterreisen, da sie in Calais noch eine Besorgung zu machen hatte.

Das plauderte sie alles mit einer reizenden Aufrichtigkeit herunter. Ich sah keinen Grund, weshalb ich nicht ebenfalls mit dem Abendzuge weiterreisen sollte. Ich machte sie also mit meiner Absicht bekannt, und sie hatte nichts dagegen einzuwenden. Sie gab mir sogar zu verstehen, sie reise sehr gern in Gesellschaft, und dabei sah sie mich an mit einem Blick, mit einem Blick! O! Ich hatte ihr bereits erzählt, daß ich im speziellen Auftrag meines Vaters nach Paris fahre, doch hatte ich ihr von dem Ring kein Wort gesprochen, ebensowenig hatte sie denselben gesehen. Bevor ich den Zug in Dower verließ, hatte ich meine Handschuhe angezogen und trug sie noch immer.

Als wir in Calais landeten, gestand mir die Dame, daß sie hungrig sei und später gern eine Kleinigkeit zu sich nehmen möchte. Während sie nun ihre Besorgung machte, nahm ich einen Wagen und fuhr nach dem Hotel Dessin. Da der Speisesaal dort überfüllt war, so ließ ich mir ein Kabinett geben und bestellte ein Diner. In etwa einer halben Stunde kam die Dame an.

Nun kann man aber nicht gut in Handschuhen in einem Diner teilnehmen. Es war also die Frage, ob ich mit dem Ring am Finger dinieren, oder ob ich den kostbaren Schatz in das Etuit legen und in die Rocktasche stecken sollte. Wer einigermaßen Menschenkenner ist, wird einsehen, zu welchem Entschluß ich als 21jähriger Mensch angesichts dieses hübschen Frauchens gelangte. Die Dame nahm hier und da eine Kleinigkeit, aß aber kaum mehr als ein Sperling. Wie schnell die Minuten verflogen! Ich hätte mich in diesem kleinen Zimmer ein Jahr aufhalten können.

Plötzlich fragte die Dame: „Rauchen Sie denn nicht, mein Herr?“

„O gewiß, bedeutend mehr als mir gut ist,“ erwiderte ich schnell.

„Dann rauchen Sie doch jetzt, bitte sehr, ich habe es sehr gern, wenn ein Herr raucht.“

Ich stand auf, um eine Zigarrentasche aus meinem Ueberzieher zu holen. Meine Gefährtin legte ihre Hand leicht auf meinen Arm — ach, eine reizende kleine Hand — und sagte: „Wissen Sie, mein Herr, ich habe Ihnen ein Geständnis zu machen. Ich rauche auch, aber Zigaretten. Ich lebte mehrere Jahre in Spanien, wo fast alle Damen rauchen. Der Gedanke, daß eine Dame raucht, ist Ihnen doch nicht unangenehm?“

„Unangenehm? O, ich bitte.“

„Nun ja, Sie sind eben Weltmann und über solche Vorurteile erhaben. Nun, Sie sollen eine von meinen Zigaretten rauchen.“

Mit diesen Worten nahm sie aus ihrer Reisetasche ein kleines Etui und bat mich, eine Zigarette herauszunehmen. Dann steckte sie mit ihren eigenen zarten Fingern ein Streichholz an und setzte ihre wie auch meine Zigarette in Brand. Bei dieser Gelegenheit mußte sie meinen Brillanten bemerken.

„Sie werden den Geschmack etwas eigentümlich finden,“ sagte die Dame, nachdem sie einige Züge geraucht hatte. Diese Zigaretten werden aus parfümiertem Tabak gemacht: ich rauche nie andere, hoffentlich ist Ihnen der Geschmack nicht allzu unangenehm.“

„O! im Gegenteil, gnädige Frau, ich finde die Zigarette ganz entzückend. Der Geruch ist allerdings, wie Sie sagen, etwas eigentümlich, aber dabei aromatisch und angenehm, sogar sehr angenehm.“ Wenn ich aufrichtig sein soll, so fand ich dies durchaus nicht, aber ich hätte nicht um die Welt ein anderes Urteil abgegeben.

Wir rauchten schweigend einige Zeit.

Was würde dieses reizende Geschöpf wohl sagen, fragte ich mich, wenn ich ihr gestände, daß ich mich rasend in sie verliebt hätte? Würde sie mich mit Entrüstung abweisen, oder würde sie ...

Plötzlich fuhr ich empor und fand zu meinem größten Entsetzen, daß ich geschlafen hatte. Das Zimmer war dunkel, mein Kopf tat mir furchtbar weh. Ich stand auf und wankte ans Fenster, dann blickte ich mich um. Aber wo war die Dame? Weshalb hatte ich solange geschlafen? Ich stürzte auf die Klingel zu, und wenige Minuten darauf erschien ein Kellner mit einem Licht.

„Wo ist Madame?“ fragte ich.

„Madame,“ antwortete der Kellner, „ist vor ungefähr drei Stunden ausgegangen, sie meinte, sie hätte noch einige kleine Besorgungen zu machen und würde in kurzer Zeit zurück sein. Auf keinen Fall, meinte sie, sollte ihr Bruder, der schrecklich an der Seekrankheit litte, gestört werden. „Bis jetzt ist Madame,“ fügte der dienstbare Geist hinzu, „noch nicht zurückgekommen.“

Vor drei Stunden fortgegangen, seekrank ihr Bruder! Was soll das heißen! Ich setzte mich, nieder, und unwillkürlich drückte mein Arm auf das kleine Etui, das sich in meiner Tasche befand, gleichzeitig blickte ich auf meinen Finger. Was war das, der Ring war verschwunden! Wie vom Schlage gerührt, sprang ich auf, rannte im Zimmer hin und her, dann fiel ich wieder auf den Stuhl und verbarg mein Gesicht in den Händen.

Am nächsten Morgen um neun Uhr stand ich vor meinem Vater und erzählte ihm mein Abenteuer. Während ich vor Wut und Scham Tränen vergoß, lächelte er in ganz eigentümlicher spöttischer Weise. Als ich geendigt, ging er zu seinem Schreibtisch, öffnete ein Geheimfach in demselben und sagte: „Sei nur ruhig, Ned, hier ist der Ring ganz unversehrt.“

Ich konnte vor Verwunderung kein Wort herausbringen.

„Als die Dame dich verließ,“ fuhr mein Vater fort, „war es gerade Zeit, um mit dem letzten Boot nach Dover zurückzukehren. Der Ring war also schon vor zehn Uhr abends in meinen Händen.“

„Aber, aber,“ stammelte ich, „ich begreife nicht. Wenn sie den Ring besaß, warum brachte sie ihn denn dir zurück?“

„Weil sie dafür bezahlt wurde. Die Dame ist von Beruf keine Diebin, sondern eine Diebesfängerin. Du hast dich neulich so großspurig benommen, mein Junge, hattest eine so hohe Meinung von dir und deinen Fähigkeiten, daß ich zu der Ansicht gelangte, eine kleine Lehre könnte dir gar nichts schaden; ich glaube, ich habe dir den Beweis geliefert, daß es noch klügere Leute gibt, als es ein gewisser Kiek-in-die-Welt von einundzwanzig Jahren ist.“

Ein oder zwei Stunden später sagte ich zu meinem Vater: „Es war doch aber eine gewagte Sache mit dem Ring, der fünfhundert Pfund wert war.“

Jünglingswunsch.

Wenn sich mein Kranz zusammenbiegt auf Erden
Zum roten Rosenring,
Möcht ich von einer Frau empfangen werden,
Wie jene war, die mich zuerst empfing!

Börries, Frhr. von Münchhausen.

Das karge Lied.

Du singst seitab dein karges Lied
und schweißt vereinsamt dich zu finden.
Der kalte Wind höhnt hohl im hohen Ried,
und deine Sehnsucht flattert mit den Winden.
Und immer leiser schwingt dein karges Lied,
dem niemals Echo klingt aus blauen Sonnenweiten.
Verloren — du — hohl bricht die zage Melodie —
und flatternd zieht
dein karges Lied Menschensamkeit
zurück zu seinem Quell aus Urgezeiten.

Franz Alfons Gayda.